

ARCHIVE UND IHRE NUTZER – ARCHIVE ALS MODERNE DIENSTLEISTER: Beiträge des 8. Archivwissenschaftlichen Kolloquiums der Archivschule Marburg / Stefanie Unger (Hrsg.). – Marburg: Archivsch. Marburg, 2004. – 261 S.: Ill., graph. Darst.; 21 cm (Veröffentlichungen der Archivschule Marburg – Institut für Archivwissenschaft; Nr. 39)
ISBN 3-923833-75-X kart.: EUR 20.40

Die Veröffentlichungen der Archivschule Marburg bieten seit vielen Jahren Kompendien, Hilfsmittel, Lehrbücher und praxisnahe ÜbersichtsDarstellungen zu wichtigen Bereichen archivarischer Tätigkeiten. Sie dienen auch als Publikationsorgan der in Marburg regelmäßig stattfindenden Symposien, denen sie damit eine breitere Öffentlichkeit verschaffen.

Der vorliegende Band mit der Nummer 39, erschienen 2004, fasst die Beiträge des 8. Archivwissenschaftlichen Kolloquiums der Archivschule Marburg zusammen, das im Mai 2003 in Marburg stattfand. Gewidmet war das Kolloquium dem Thema »Archive und ihre Nutzer – Archive als moderne Dienstleister«. Als Referenten sprachen Archivarinnen und Archivare aus Verwaltungsarchiven, die sich mit den aktuellen Fragestellungen im Zusammenhang mit der Modernisierung der Dienstleistung in Archiven namhaft beschäftigen.

Die Beiträge im Einzelnen

Die Herausgeberin Stefanie Unger nennt im Vorwort »die Frage nach Sinn und Nutzen von Archiven« eine Chance, »die Professionalisierung archivarischer Tätigkeit selbstkritisch voranzutreiben« (S. 11). Gleich der erste Beitrag, zu dem mit Gerd Schneider ein Profi aus der Unternehmensberatung eingeladen wurde, erregt auch die Aufmerksamkeit des Bibliothekars. Die Themen kennen wir: Gemeinsame Versäumnisse in der Vergangenheit bei der Bearbeitung der Bestände, in der Bestandserhaltung, Verzagen vor der Papierflut, Festhalten an veralteten Erschließungsmodellen, Brüche in der Überlieferung, Partnerschaften mit anderen Einrichtungen und Kostenbeteiligung der Produzenten der von uns verwalteten Materialien. »Warum können nicht in viel stärkerem Umfang gemeinsame Kapazitäten für Restaurierung, Konservierung, Verfilmung, Foto-

arbeiten und weiteres mehr geschaffen werden?« (S. 37)

Natürlich stehen die folgenden Beiträge im Zusammenhang und in der Tradition verschiedener Planungen und Programme, die die unterschiedlichen Sparten des Archivwesens seit langem bewegen: Das Verdienst des vorliegenden Bandes ist es, unterschiedlichen Sichtweisen und Gewichtungen, einzelnen kleinen Schritten und großzügigen Planungen nebeneinander das Wort zu geben. Das dargebotene Mosaik zeigt aber auch, wie vielfältig die Anstrengungen sein müssen, um eine so komplexe Struktur, wie sie Archive in Deutschland bilden, zu einer gemeinsamen Strategie in Richtung auf moderne Dienstleistung hin zu bewegen.

Die erste der in seinem Beitrag von Gerd Schneider aufgestellten Thesen (S. 43ff.) ist wie ein Motto, das ungeschrieben über allen Beiträgen steht: »Archivaufgaben sind Pflichtaufgaben und keine freiwilligen Aufgaben. Die Archive haben damit grundsätzlich eine gute Verhandlungsposition, sind keine Bittsteller. Sie müssen sich aber auch als Partner präsentieren.«

Diesen Gedanken greift das seit 2001 als Kooperationsprojekt von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderte Projekt BAM-Portal selbstbewusst auf. Gerald Maier vertritt vehement den Gedanken des gegenseitigen partnerschaftlichen voneinander Lernens und der gemeinsamen Suche von Bibliotheken, Archiven und Museen nach einer qualitativen Verbesserung der Recherche durch Vereinheitlichung des Recherchezugangs. Dies ist den teilnehmenden Einrichtungen (Landesarchivdirektion und Bibliotheksservice-Zentrum Baden-Württemberg sowie das Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim) in dem beschriebenen Projekt in der Tat sowohl technisch als auch inhaltlich gelungen, es wird übrigens seit August 2005 für weitere 18 Monate gefördert, nun unter Teilnahme von Einrichtungen wie dem Bundesarchiv und der Stiftung Preußischer Kulturbesitz.

Weniger weit geht das Bundesarchiv mit seiner »Zentralen Datenbank Nachlässe«, vorgestellt von Irene Charlotte Streul. Die Datenbank bedient in teilweiser Überschneidung mit der spartenübergreifenden nationalen Verbunddatenbank für Nachlässe und Autogra-

fen, Kalliope, allein den Archivsektor, ihre Zusammenarbeit mit Kalliope steht noch aus.

Seien es nun die Einführung eines integrierten Archivsystems (scopeArchiv), dessen Einführung im Landeshauptarchiv von Sachsen-Anhalt durch Detlev Heiden erläutert wird, oder die Überlegungen zu »langfristiger archivischer Arbeitsplanung«, die Bernd Kappelhoff als Ergebnisse einer Organisations- und Beständeuntersuchung in den niedersächsischen Staatsarchiven beschreibt: Immer wieder klingen Wünsche an nach »rationellerer Aufgabenerledigung«, »optimierten Arbeitsabläufen«, »der Notwendigkeit, in jedem Archiv für jeden einzelnen Bestand zum einen gründlich, ehrlich, selbstkritisch, schonungslos und vollständig nach einheitlichen Vorgaben zu erfassen ...« (S. 126).

Der Beitrag von Andreas Hedwig zu den hessischen Staatsarchiven und der neuen Verwaltungssteuerung bringt ein schönes Bild vom stattlichen Strom, mit dem dieser im Bundesvergleich als einer der durchgreifendsten Reformprozesse auf Länderebene (S. 150) bezeichnet wird. Dieser Strom bewegt die gesamte Archivwelt, ohne dass die Mündung in welches Meer auch immer schon wahrgenommen werden kann. Dementsprechend wird der kommunalen Archivberatung in der Verwaltungsreform im Beitrag Katharina Tiemanns ein sehr hoher Wert beigemessen: Wer nimmt Archive so wahr, wie es ihrer Aufgabe entspricht und wie kann erreicht werden, eine Öffentlichkeit für die Schwierigkeiten und Finanzprobleme kommunaler Archive zu interessieren. Die deutsche Archivlandschaft ist für den nicht Eingeweihten zu unübersichtlich, so dass Überlegungen zur Bildung von übergreifenden Archivzentren an Bedeutung gewinnen.

Nils Brübach verlässt den Rahmen deutscher Archivtraditionen, um die Aufgaben und Funktionen des »Records Management« anschaulich vorzuführen: Auch im Archivwesen wie in der Welt der Bibliothekare richtet sich der Blick gerne auf die angloamerikanischen zukunftsweisenden Umsetzungen neuer Methoden, um effizientere und sinnvollere Leistungen zu erbringen. »Im Sinne des Aufbaus einer wirkungsorientierten Verwaltung wird auch in Deutschland eine Revision bisheriger Prozesse und Arbeits-

abläufe im Bereich Schriftgutverwaltung, Behördenberatung und Erfassung, Aussonderung und Übernahme dringend nötig sein.« (S. 207) Angeboten wird eine Hilfestellung der Archive an die Behörden, die sicherstellt, dass die späteren archivischen Arbeitsprozesse besser greifen und so der gesamte Vorgang des Entstehens und Weiterarbeitens von Akten in einen kontinuierlichen Ablauf eingebunden werden kann, der beiden Partnern zum Vorteil wird.

Das Referat von Thekla Kluttig beweist, dass es diese Partnerschaft in Deutschland durchaus gibt: Die vom Sächsischen Hauptstaatsarchiv durchgeführten »Behördenberatungen« weisen in die richtige Richtung. Wenn dabei von »Wissensmanagement« die Rede ist, klingen bekannte Töne an: Von uns soll das Heil über die Verwaltung kommen, die uns das Leben unnötig schwer macht. Nun denn!

Was Margit Ksoll-Marcon zur Übernahme elektronischer Dokumente durch ein Archiv ausführt, bestätigen ihre Vordrucker: Nur verbindliche Absprachen zwischen Aktenhersteller und -verwalter über Formate und digitale Bildstandards gewährleisten eine bruchlose Kontinuität der Überlieferungsbildung in Deutschland.

Besonders überzeugen zum Schluss die praktischen Beispiele, mit denen Katharina Ernst ihren Beitrag zum Einsatz des Internets bei der Behördenberatung illustriert und damit der Verwendung von Mitteln des Internets entschieden eine Lanze bricht gegenüber den konventionellen Informationsbroschüren, deren Kenntnis der Archivar bei den Behörden stillschweigend voraussetzt. Sie begegnet möglichen Einwürfen, wie z. B.: »Werden wir bald nur noch technische Kompetenz haben, aber keine historische mehr?« mit dem schönen Statement: »Wir müssen das eine werden, nämlich *records managers*, um das andere bleiben zu können. Am augenfälligsten ist dies bei dem Problem der digitalen Unterlagen. Wenn wir dort warten, bis diese Unterlagen archivreif werden, damit wir dann mittels unserer archivischen Bewertungskompetenz Unterlagen von bleibendem Wert von den unbedeutenden trennen können, werden wir keine Unterlagen mehr vorfinden, die wir bewerten können.« (S. 261)

Die Zeichen der Zeit erkannt

Der Band führt anschaulich vor Augen, was die Archivwelt vor zwei Jahren bewegte: Archive als moderne Dienstleister zu verstehen, war offensichtlich noch eine eher ungewöhnliche Sichtweise auf die eigene Arbeit. Bei ständig wachsenden Anforderungen und Bergen von unbewältigten Akten standen vereinfachte Verwaltungsstrukturen sowie die bessere Nutzung elektronischer Medien dennoch natürlich oben auf der Beliebtheitskala. Sicher ist aber wohl ebenfalls, dass auch das von Gert Schneider anfangs angemahnte »erledigen Sie ihre internen Hausaufgaben« oder der Rat »reduzieren Sie konsequent weiter die Übernahmemengen durch neue Bewertungsmodelle« von allen Archivaren als zutreffende Hinweise ernst genommen werden. Die Publikation erweckt den Anschein, als sei mit ihren Beiträgen eine zu Recht selbstbewusste Gruppe engagierter Archivarinnen und Archive dazu angetreten zu beweisen, wie schnell auch in der angeblich so verstaubten Archivwelt die Zeichen der Zeit erkannt und Veränderungen in Angriff genommen werden. »Nun bin ich vom Veranstalter nicht eingeladen worden, um Depression und Düsternis zu verbreiten, sondern um über praktische – und ich denke, auch positive – Erfahrungen in Sachen zu berichten. Das möchte ich gerne tun.« (S. 213), sagt Thekla Kluttig und trifft damit ganz genau den Ton, der sich durch diesen ganz und gar lesenswerten Band zieht: Es gibt überall so viel Neues, Interessantes, Wichtiges zu tun, lässt uns endlich zusammen versuchen, effektiver und nützlicher zu arbeiten. Es ist das Verdienst der Archivschule, einer der zentralen Ausbildungsstätten für Archive in Deutschland, mit Publikationen dieser Art sowohl die eigene Berufssparte zu ermutigen als auch gegen das verbreitete Bild des verstaubten Berufsstandes anzugehen. Aus diesem Grund, aber auch wegen der durchweg gut lesbaren Beiträge soll dieser Band hiermit allen Bibliothekaren empfohlen sein. Lassen Sie sich anstecken vom Enthusiasmus der Kolleginnen und Kollegen aus den Archiven und lassen Sie sich verführen zu möglichen Gedankenspielen über das, was Sie aus diesem Band für Ihre eigene Arbeit oder, besser noch, gemeinsame Vorhaben lernen können.

Jutta Weber

DIE GOOGLE-GESELLSCHAFT: vom digitalen Wandel des Wissens / Kai Lehmann; Michael Schetsche (Hg.). – Bielefeld: Transcript, 2005. – 408 S.; 23 cm, 564 gr. Literaturangaben ISBN 3-89942-305-4 kart.: ca. EUR 26.80, ca. sfr. 46.90

KÜBLER, HANS-DIETER: Mythos Wissensgesellschaft: gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen; eine Einführung / Hans-Dieter Kübler. – Wiesbaden: VS, Verlag für Sozialwiss., 2005. – 220 S.; graph. Darst.; 21 cm Literaturverz. S. 198–212 ISBN 3-531-14484-7 kart.: EUR 17.90

Einen typischen Vertreter der Gesellschaft, die im ersten hier vorzustellenden Buch als Google-Gesellschaft bezeichnet wird, darf man sich wohl so vorstellen, wie es in nachstehendem Zitat aus der Tagespresse heißt: »Thomas Schick ist begeisterter Internetsurfer. Er nutzt das World Wide Web mehrmals täglich – sowohl beruflich als auch privat. ›Ich hole mir die Informationen, die ich brauche, fast nur noch aus dem Netz‹, so der 30-jährige Düsseldorfer. Seine Haupt-Recherchequelle ist dabei die Suchmaschine Google. ›Dort finde ich einfach alles‹, lautet sein kurzes Statement.« (Puschwadt, O.: Auf Platz eins gegoogelt: Erfolgsgeschichte – Von der Garagenfirma zum Marktführer. In: Bergische Landeszeitung. Nr. 163 vom 16./17. 7. 2005, S. 4a/1. [Rundschau am Sonntag: Netzwelt]) Was hat das mit Wissensgesellschaft zu tun und wie kommt man auf diesen Zusammenhang – vordergründig ist doch hier nur journalistischer Übereifer und eine gehörige Portion Naivität zu erkennen? Die Antwort auf diese Frage kann in zwei Schichten gegeben werden: (1) Bücher wie die »Google-Gesellschaft« stellen diesen Zusammenhang her – leider; (2) Bücher wie das von Kübler klären über den Zusammenhang oder Nicht-Zusammenhang auf – zum Glück.

Was wird in der »Google-Gesellschaft« geboten? (Digital ergänzt wird das Buch durch eine eigene Webseite: www.die-google-gesellschaft.de. Hier wird nicht nur das Buch vorgestellt, die Website soll als Blog »Aktuelles, Wissenswertes und Termine rund um die Google-Gesellschaft aufschnappen und eindampfen« und dazu das Buch um Texte, Interviews und Diskussionen ergänzen und aktualisieren. Ein Jahr nach Erscheinen des Buches [14.05.2005] sollen die



Beiträge in einem Wiki zur Erarbeitung einer zweiten Ausgabe online gestellt werden. Bis zum 31.07.2005 war es aber bei dieser Ankündigung geblieben.) »Der umfangreiche Band liefert eine aktuelle Bestandsaufnahme der verschiedenen Dimensionen der internetbasierten Wissensgesellschaft« heißt es auf dem Cover. Diese Bestandsaufnahme erfolgt auf rund 400 Seiten in mehr als 50 Beiträgen von Praktikern, Journalisten und Wissenschaftlern und schlägt einen weiten thematischen Bogen, der hier nur durch Wiedergabe der Abschnittsüberschriften angedeutet werden kann:

- Die Google-Gesellschaft. Vom digitalen Wandel des Wissens
- Neue Wissenswelten
- Weltbilder virtuell. Politik und Gegenöffentlichkeit
- E-Rights. Bürgerrechte in der Informationsgesellschaft
- Wa(h)re Information. Die Ökonomie des Wissens
- Orientierungsmaschinen. Massenmedien online
- Gut aufgehoben? Virtuelle Wissensnetze
- Von der Information zum Wissen. Digitale Lernprozesse
- The New Frontier. Wissenschaft in einer neuen Welt
- Bilder-Wissen. Die Macht der Oberflächen

Jeder dieser Abschnitte wird durch einen knappen Text eingeleitet, eine umfassende Einführung in die behandelte Themenpalette gibt es nicht, dafür eine »Leitbotschaft« von Florian Rötzer mit dem Titel »Das globale Gehirn«, in der man bei gutem Willen eine wichtige Frage an das Buch erkennen kann: Erschaffen wir uns mit dem Web neu oder ist das Leben mit dem Web eine organische Fortsetzung des bereits Vorhandenen?

Gibt es im Buch ein Ergebnis? Eher nicht. Zentrale oder programmatische Aussagen? Auch nicht. In den Beiträgen des Buches geht es nicht in erster Linie um die Reflexion eines möglichen gesellschaftlichen Wandlungsprozesses und auch nicht um die Betrachtung der Frage, welche bereits vorhandenen Probleme erstmalig oder besser gelöst werden können. Es ist eher eine selbstreferentielle Betrachtung, in der das Internet den informationstechnologischen Rahmen abgibt, innerhalb dessen eine Vielzahl

von Phänomenen betrachtet werden. Der Name Google steht dabei stellvertretend für Wissen, wie es im Untertitel besser zum Ausdruck kommt.

Wissen erster und zweiter

Ordnung

Das Verständnis vom digital gewandelten Wissen wird wohl am deutlichsten sichtbar im Beitrag »Neue Kompetenzen im Internet: Kommunikation abwehren, Information vermeiden« von Nina Degele (S. 63–74). Sie unterscheidet ein »Wissen erster Ordnung«, das Wissensstrukturen als inhaltliche Bestände umfasst von einem »Wissen zweiter Ordnung«, das sich hauptsächlich aus Wissensprozessen in Form von Meta- und Medienkompetenz zusammensetzt (S. 65). Beispiele des ersten sind: »das domänenspezifische Fachwissen von Wissenschaftler(innen), DJs oder auch Einbruchspezialist(inn)en«, Medienkompetenz im Wissen zweiter Ordnung meint »vor allem technisches Bedienungswissen«. Mit diesem Verständnis proklamiert sie: »Die Bedeutung von Wissen erster Ordnung nimmt zu Gunsten von Wissen zweiter Ordnung ab.« Man stelle sich die Konsequenzen derartiger Aussagen einmal für die medizinische Versorgung vor. An der Frage, wer sich solch eine Wissensgesellschaft wünscht, scheiden sich wohl die Geister. Schließlich kann sich nach Degele in der Wissensgesellschaft gemäß der Parole leben lassen: »Geiz ist geil« und »Ich bin doch nicht blöd«. Die volle informationstechnische Dröhnung steht doch auch dann für mich bereit und will mir helfen, meinen Informationshunger und Wissensdurst zu sättigen und stillen, vorausgesetzt ich verfüge über hinreichend technisches Bedienungswissen.

Natürlich enthält das Buch keine Aussage, dass die Position Degeles etwa die Position »des Buches« ist, so wenig wie konsistente Angebote für das Verständnis von Wissensgesellschaft oder digital gewandeltem Wissen gemacht werden. Es sind immer die Positionen der einzelnen Autorinnen und Autoren. Damit ist das Buch wie das zu beschreibende Objekt eine Mischung aus Versatzstücken. In dieser Mischung enthält es – ebenfalls wie sein Vorbild – Widersprüche, Fakten, begründete Positionen, Meinungen, Erwartungen, Prognosen und Verheißungen, aber auch kritische Betrachtungen und Warnungen vor Ge-

fahren. Jeder Leser wird seine Positionen darin irgendwo und irgendwie angesprochen sehen. Eines gibt das Buch als Ganzes sicher nicht: einen Plan von der oder eine Orientierung für die Wissensgesellschaft als Raum zur selbstbestimmten kognitiven Entfaltung. Wissensgesellschaft bleibt ein Etikett, das vorwiegend den Reaktionen auf informationstechnische Entwicklungen angeheftet wird, aber keine Beschreibung für ein gesellschaftliches Phänomen des beginnenden 21. Jahrhunderts. So wäre auch ein Verständnis von Wissensgesellschaft mit dem Buch kompatibel, das die Ablösung von einer sozial gefederten Beschäftigungsgesellschaft impliziert, das Wissen externalisiert denkt und seinen kompetenten Gebrauch nicht mehr an Zukunftsinvestitionen und -erwartungen kognitiv autonomer Menschen bindet, sondern Maschinen und Human Resources zuordnet, die externalisiertes Wissen in informierter Form (d.h. datentechnisch verfügbar) bei Bedarf einem Problemlösungs- oder Produktionsprozess zuführen.

Eher ein nutzloses Buch

In seinen immer wieder aufbrechenden Widersprüchen bietet das Buch wenig Profil für die Suche nach einem Konzept von Wissensgesellschaft. Insofern ist es ein nutzloses Buch. Vielleicht hat das Buch dieses Ziel aber auch gar nicht, wenn »eine aktuelle Bestandsaufnahme der verschiedenen Dimensionen der internetbasierten Wissensgesellschaft« geliefert werden soll. Ob hierfür nicht bereits ein wöchentlicher Blick ins Internet und die Lektüre der Massenpresse reicht, darf als kritische Frage gestellt werden. Zieht man jedoch immer noch die papiergebundene Lektüre von Texten dem Zappen durch das Netz vor, so kann die Zusammenstellung der Beiträge dem Leser ein Spektrum an Darstellungen bieten, die sonst nur über den Besuch verschiedenster Webseiten aufgefunden werden müssten. Für diese Rezeptionsgewohnheiten wäre es dann zwar ein schwaches, aber doch ein Nutzen stiftendes Buch, dem nur der herausgeberische Schliff fehlt, um die Beliebigkeit der Positionen zu überwinden.

Keine Rezension bietet Platz genug, alles sauber aufzuzeichnen, was in den mehr als 50 Beiträgen ausgebreitet wird. Es finden sich Beiträge zu all den The-

men, die man auch sonst in den einschlägigen Publikationen antrifft: z. B. Chat-Foren, Weblogs, Online-Journalismus, Verschwörungstheorien, Open Source-Software, Creative Commons, Content Broking, Online-Beratung, E-Learning, Wikis, Virtual Prototyping, Online-Forschung, Open Access, Netzkunst. Beiträge über Suchmaschinen, ihre Technik und Zukunft und insbesondere über Google fehlen dabei nicht. Einige Einzelthemen seien herausgegriffen.

In mehreren Beiträgen werden durch zahlreiche Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit die Potenziale zur Überwachung des Netz-Nutzers durch die hinterlassenen Spuren, Möglichkeiten zur Entwicklung, zum Ge- und Missbrauch individueller Nutzerprofile, aber auch Potenziale zur Stärkung von Bürgerrechten, zum Aushebeln von Vertuschungen staatlicher Willkür diskutiert.

Andere Beiträge vermitteln in ihrer jeweiligen Analyse und Darstellung des behandelten Themas brauchbare Eindrücke (deutlich etwa der Beitrag »Wissenskommunikation in Chats« von Nicola Döring und Sandra Pöschl [S. 273–280] zu Formen der Kommunikation in Chat-Foren); zum Problem werden diese Beiträge jedoch durch den immer wieder aufscheinenden Tenor, der betrachtete Einzelfall liefere eine Folie für Übertragungen und Verallgemeinerungen.

In vielen Beiträgen wiederholt sich zudem eine im Kontext von Informations- und Kommunikationstechnik häufig anzutreffende Argumentationskette:

— Das Internet (und sein Angebot) hat sich schneller durchgesetzt als zunächst erwartet;

— es wäre vorteilhaft oder nützlich, ... zu haben, weil ...;

— bislang haben entsprechende Angebote noch nicht die Akzeptanz gefunden, die man sich davon versprochen hat;

— mit den Angeboten sind natürlich auch Risiken verbunden, die vermieden oder beseitigt werden müssen;

— in den Angeboten bzw. auf der Seite der Nutzerkompetenz muss es Verbesserungen geben.

Für den Anspruch des Buches, Wandlungsprozesse zu beschreiben und Orientierungspunkte zu geben, ist dies einfach zu wenig. Letztlich scheitert dieses Buch daran, eine ausgewogene Gesamtbilanz anzubieten, weil dafür keine Kriterien bereitgestellt werden. So kann nicht geklärt werden, welche Frage das Buch leitet: Ist die Google-Gesellschaft Teil einer größeren Gesellschaft und entwickelt sich mit ihr oder: Entwickelt sich die gegenwärtige Gesellschaft zur Google-Gesellschaft? Verbunden ist damit die Frage: Lösen die Möglichkeiten der Google-Gesellschaft Probleme der gegenwärtigen Gesellschaft oder nur selbst definierte Probleme? In Erweiterung der Frage: Sind überhaupt alle neuen Probleme es wert, gelöst zu werden und welche Kriterien legen wir dafür an: Kriterien der Technik, des Marktes, der Zivilgesellschaft, der Ethik? Zur Beantwortung derartiger Fragen enthalten einzelne Beiträge Material (wie natürlich das

Web selbst auch), eine durchgängige Tendenz jedoch nicht.

Wissen: Gemeingut oder Vermarktungsgut?

Besondere Bedeutung kommt in einer Diskussion um die Wissensgesellschaft dem Verhältnis von Wissenschaft und Wissen zu, ob etwa Wissen im Sinne der wissenschaftlichen Erkenntnis und Vermittlung Gemeingut oder ein den Gesetzen des Marktes und der Vermarktung unterliegendes Gut ist. Im Beitrag »Wissenschaft in der digitalen Welt« von Natascha Thomas (S. 313–322) heißt es dazu: »Es zählt nun eben nicht nur der Erkenntnisfortschritt als solcher, sondern auch der Nutzen für die Allgemeinheit oder besser noch dessen Verwertung.« (S. 314) und »Wissenschaft verliert zudem ihren absoluten Status, denn Wissensgesellschaft ist eben mehr als eine Wissenschaftsgesellschaft: Ihr Wissen ist nicht unhinterfragbar, sondern muss sich stets neu beweisen. Neue Wissensbegriffe kommen dabei auf: ›Unsicheres Wissen‹, ›nicht-wissenschaftliches Wissen‹ und ›Nichtwissen‹ konkurrieren heutzutage mit den wissenschaftlichen Erkenntnissen.« (S. 314) Kann man ein stärkeres Zerrbild von einer Gesellschaft liefern, die sich als gesellschaftliche Entwicklung verstehen und das Attribut Wissensgesellschaft (in der Wikipedia findet man: »Der Begriff Wissensgesellschaft verweist auf die wissensbasierte Verfasstheit moderner Gesellschaft. In ihr ist Wissen zur zentralen Voraussetzung gesellschaftlicher Entwicklung und zur wichtigsten Produktivkraft geworden.« In: Wikipedia: die freie Enzyklopädie. DVD-Ausgabe Frühjahr 2005, Stichwort »Wissensgesellschaft«) verdienen könnte, die nicht nur die Informationstechnik und die Gesetze des Marktes betont, sondern die auch die erworbenen Standards für den Erwerb, die Weitergabe und die Nutzung von Wissen durch das erkennende Subjekt integrieren will? So kann es denn nicht wundern, wenn auch noch der implizite Rückgriff auf Degeles »Wissen zweiter Ordnung« nicht ausgespart wird: »Vor allem der gekonnte Umgang mit den Netzwerkmedien gehört nun zu den unabdingbaren Fähigkeiten.« (S. 321) Man trifft auch hier nur wieder auf den ökonomisch-digitalen Primat mit Heilsbotschaft. Im nächsten Beitrag wird dieser übergangslos (Stich-

DIE REZENSENTEN

Prof. Winfried Gödert, Fachhochschule Köln, Fakultät für Informations- und Kommunikationswissenschaften, Institut für Informationswissenschaft, Claudiusstr.1, 50678 Köln, winfried.goedert@fh-koeln.de

Prof. Dr. Ulrich Ott, Westendstraße 11, 78337 Öhningen, dr.ulrich.ott@web.de

Prof. Dr. Torsten Seela, HTWK Leipzig, Fachbereich Buch und Museum, Karl-Liebknecht-Str. 145, 04277 Leipzig, tseela@bum.htwk-leipzig.de

Eric W. Steinhauer, Universitätsbibliothek Ilmenau, Langewiesener Str. 37, 98693 Ilmenau/Thür., eric.steinhauer@tu-ilmenau.de

Dr. Jutta Weber, Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Potsdamer Str. 33, 10785 Berlin, Jutta.Weber@sbb.spk-berlin.de

wort Beliebigkeit) durch den Primat der freien Verfügbarkeit von Ressourcen ersetzt, wenn das Thema Open Access als Antwort auf Oligopol-Tendenzen des Verlagsbereiches gepriesen wird.

Fehlen darf in dem Buch nicht das übliche Plädoyer zur Steigerung der informationellen Kompetenz, für die Schule und Ausbildung verantwortlich zeichnen sollen (z.B. S. 56). (Diese Forderung hat nichts an Popularität verloren, wie nachstehende dpa-Meldung anlässlich des Deutschen Wandertages am 24. Juli 2005 vom 26.06.2005 zeigt: »Der Deutsche Wanderverband, der das Treffen organisierte, forderte in Bad Blankenburg, Wandern in den Lehrplan öffentlicher Schulen aufzunehmen.«) Konzepte hierfür werden wiederum nicht angeboten, schon gar nicht für eine Finanzierung, wenn doch der entscheidende Wandel zur Wissensgesellschaft in technologischen Faktoren gesehen wird (vgl. z.B. den Beitrag »Der lange Weg zur Wissensgesellschaft« von Kai Lehmann, S. 33–39, hier S. 35/36). Davon aber weiß man seit längerem, dass allein die ständige Aktualisierung der benötigten Technik beliebig viel Geld und Zeit kostet, ohne dass etwas bewegt worden wäre, was der Zielrichtung einer »wissenden Gesellschaft« entspräche.

Mehr Zeit erforderlich

Es kann nicht fortgesetzt damit argumentiert werden, die tradierten und die neuen (Online-)Angebote würden sich nicht verdrängen oder ersetzen, sie stünden vielmehr in einer komplementären Beziehung (so etwa im Fazit des Beitrages »Das Ende des ›Gatekeeper-Zeitalters« von Christoph Neuberger [S. 205–212, hier S. 212] zum Thema Online-Journalismus). Das Aufmerksamkeits- und Aufnahmepotenzial des Nutzers ist begrenzt, somit bedarf es filternder und bewertender Kriterien, die gelernt und geübt werden müssen, um in Entscheidungen münden zu können. Diese Prozesse wiederum erfordern Zeit, die zunehmend jedoch benötigt wird, um sich mit neuen Angeboten und neuer Technik zu beschäftigen (hier eine neue Web-Adresse, dort ein Browser- oder Sicherheitsupdate). So gesehen wäre es das wichtigste Thema einer herausziehenden Wissensgesellschaft bzw. eines Buches darüber aufzuzeigen, woher die Zeit kommen soll, den gefestigten, an

Kriterien orientierten, sprich kompetenten Umgang mit den neuen Angeboten dauerhaft zu praktizieren.

Es gibt viele Indizien dafür, dass für den kompetenten Umgang mit Neuem der kompetente Umgang mit dem Vorangegangenen, also in unserem Fall den tradierten Wissensangeboten hilfreich ist. Ob die Aneignung einer Kompetenz für den – nicht nur auf der Ebene der technischen Bedienung angesiedelten – Umgang mit Online-Angeboten allein innerhalb der digital gewandelten Wissenswelt möglich ist, ob gar die Rückübertragung auf die traditionellen Wissensangebote gelingen kann – auf diese Fragen gibt es bislang doch eher skeptische Blicke.

Aufgabe der Wissensautonomie

Gestreift wird diese Thematik im letzten Beitrag des Buches »Macht Google autonom? Zur Ambivalenz informationeller Autonomie« von Rainer Kuhlen. Diesem Beitrag kommt ohnehin ein besonderer Stellenwert zu: erstens weil sich hiermit ein (der?) Informationswissenschaftler zu Wort meldet, zweitens weil der Beitrag ausdrücklich als Schlusswort gekennzeichnet ist und drittens weil es einer der wenigen reflektierenden Beiträge des Buches ist, der sich noch dazu des Themas informationeller Autonomie annimmt. Er stellt zwei Autonomie-Begriffe nebeneinander: (1) »Eine praktisch-politische Dimension sieht selbstbestimmtes, also autonomes Handeln in Abhängigkeit von der Verfügung über Wissen und Information« (S. 386) und (2) in Anlehnung an Kant: »Fähigkeit, über ausreichende Urteilskraft zu verfügen, um die angetragene, bzw. aufgefundene Information in ihrem Wahrheitswert und ihrer Handlungsrelevanz einschätzen zu können.« (S. 391) und kommt zu dem Schluss: Letzteres »Autonomieverständnis hat sich durch die gegenwärtigen medialen und technologischen Revolutionen grundlegend geändert« (S. 391–392), um anschließend festzustellen: »... kann in vielen Fällen Informationsautonomie nicht mehr durchgängig selber wahrgenommen werden ... Immer mehr wird Wissens- und Informationsarbeit ausgelagert.« (S. 392) und »Diese kritischen Anmerkungen sind kein Appell, wieder zum Ideal der Wissensautonomie zurückzukehren. Das wäre eine Illusion.« (S. 393)

Dieses doch sehr resignativ klingende Plädoyer zur Aufgabe der Wissensautonomie überrascht; zum einen, weil Resignation im Widerspruch zu den sonstigen Verheißungen eines zukunfts-trächtigen Themas steht, zum anderen, weil Denker wie Karl Popper gerade in der Externalisierung Beiträge zur Stabilisierung, Vilem Flusser zum Erreichen der informationellen Autonomie gesehen haben, da sie Ballast vermeiden helfen und die Konzentration auf das Wesentliche ermögliche.

Niemand wird etwas dagegen haben, Daten in einer für die individuelle (Wieder-)Rezeption geeigneten Form zu speichern. Intersubjektive Rezeption aber erfordert ein einheitliches überindividuelles Struktur- und Bewertungsschema. Die Aufgabe der Autonomie hierüber zu propagieren hat zur Konsequenz, die Transformation des Menschen zum Medium zu akzeptieren, d.h. nicht das Medium nützt dem Menschen in seinen Bedürfnissen, sondern die Bedürfnisse des Menschen definieren sich in Abhängigkeit zu informationstechnischen Vorstellungen und Möglichkeiten. Wissen eröffnet dem Menschen nicht länger Handlungsoptionen, der Mensch wird Werkzeug des Machbaren. Zum Glück gibt es Anhaltspunkte dafür, dass sich derartige Vorstellungen ohnehin nicht werden verwirklichen lassen, weil die kognitive Verfasstheit des Menschen solchen Ansätzen entgegen steht. Erstaunlich ist aber die Beharrlichkeit, mit der solche Ideen vorgebracht werden, ohne dass die Konsequenzen für Fragen wie Schuld und Verantwortung, Gerichtsbarkeit und Strafe mitdiskutiert würden. Nur Ambivalenz nach dem Motto zu diskutieren, zunächst einen Sachverhalt zu beschreiben, dann festzustellen, dass es besser wäre, wenn es anders wäre, um zu schließen: Wenn es dann aber doch nicht anders wird, dann müssen wir halt damit leben und eigentlich war es noch nie anders, ist zu wenig.

Verhältnis Wissen und Gesellschaft

Warum überhaupt der Titel Google-Gesellschaft für dieses Buch? Viele andere Begriffe mit gleichem gesellschaftlichem Durchdringungspotenzial waren doch auch nicht Namensgeber für die Gesellschaft, auch nicht in der Verbindung mit Wissen. Die Glühbirne hat

bestimmt einen erheblichen Anteil an Möglichkeiten zum Wissenserwerb – zur Glühbirnengesellschaft hat es nicht gereicht. Eine Antwort ergibt sich aus dem Zusatz »Vom digitalen Wandel des Wissens«, der die Brücke zwischen Google und Wissen schlägt und aus der Vorbemerkung zum ersten Kapitel: »Feuilleton und Wissenschaft haben viele von der Zeit geprägte Bindestrich-Gesellschaften ausgerufen: Risiko-, Erlebnis- und Wissens-Gesellschaft sind nur drei Beispiele. Die Google-Gesellschaft reiht sich hier nicht ein; erklärt die Welt nicht anhand eines zentralen Prinzips. Die Metapher dient stattdessen einer Bestandsaufnahme: Wie gehen wir mit der zentralen Ressource Wissen um? Sie spürt den bisherigen Veränderungen nach und schaut auf die kommenden: Was verändert sich im Verhältnis von Wissen und Gesellschaft?« (S. 15). Auch wenn wir es längst nicht mehr für alle Bereiche unseres Lebens so sehen, die Aufklärung hat den Begriff Wissen so nachhaltig mit positiven Merkmalen ausgestattet, dass wir heute zu Recht von einem mythischen Verständnis sprechen können und diesen Mythos immer wieder gerne als Folie bemühen, wenn wir von Wissen sprechen. So ist mit Kübler zu Recht zu fragen, ob Wissensgesellschaft mehr ist als ein Mythos, wenn schon Wissen auf Google reduziert wird.

Mythos Wissensgesellschaft

Kommen wir also zum Buch von Kübler. (Das Buch ist hervorgegangen aus der Erarbeitung eines Medienpaketes zum Thema im Auftrag der Bundeszentrale für Politische Bildung: Wissensgesellschaft: Neue Medien und ihre Konsequenzen. Hrsg.: H.-D. Kübler u. E. Elling. Bonn: Bundeszentrale für Politische Bildung 2004. 70 S. + CD-ROM. Diesem Medienpaket ist leider ein auch nur entfernt ähnlich zusammenfassender Text versagt geblieben.) Auch hier liegt die Frage nahe: Warum Mythos? In der Tagesspresse konnte man doch als Wahlkampfberichterstattung lesen: »Im SPD-Wahlmanifest figuriert die Linkspartei aus PDS und WSAG als »eine Variante des Irrwegs«, weil sie über der Forderung nach mehr Gerechtigkeit die Realität – Globalisierung, Demografie, Wissensgesellschaft – vernachlässige.« (Pries, K.: In Bewegung. In: Frankfurter Rundschau Nr. 153 vom 05.07.2005) Kann man ein

Konzept, das bereits so tiefen Eingang in die Diskussion gefunden hat, dass es zur Bewertung von Parteiprogrammen herangezogen wird, noch unter den Kriterien des Mythos diskutieren? Welchen Kriterien? Die Wikipedia bietet mehrere Deutungsvarianten an (Wikipedia: die freie Enzyklopädie. DVD-Ausgabe Frühjahr 2005, Stichwort »Mythos«). Eine umfassendere Analyse des Mythos-Begriffs findet sich bei: Hübner, K.: Die Wahrheit des Mythos. München: Beck, 1985): (1) Erzählung von Ereignissen einer Götter-, Schöpfungs-, Vor- oder Frühgeschichte, die sehr oft symbolische und ins Fantastische gehende Elemente enthält; (2) bildhafte Weltauslegung und Lebensdeutung in erzählerischer Berichtsform, versehen mit Symbolen, Visionen und fabulierenden Darstellungen, die jedoch eine allgemeine Wahrheit enthalten kann; (3) kollektive irrationale Vorstellung, Legende. Man wird spekulieren dürfen, dass der Leser mit dem Titel des Buches am ehesten die dritte Bedeutung assoziieren soll.

Das Buch setzt sich das Ziel »über den gesellschaftlichen Wandel, hervorgerufen durch Informationstechnologien und Medien, theoretisch aufzuklären und diskursive Sondierungen vorzunehmen, um dadurch Anhaltspunkte, Kategorien, Orientierungen über die Fülle empirischer Daten und Trends zu erhalten und dadurch fundierte Diskussionen anzuregen« (S. 10). Damit hinterfragt der Autor automatisch die Berechtigung, von einer Wissensgesellschaft zu reden bzw. diskutiert die Bedingungen, die dafür erforderlich wären. Die Diskussion beschränkt sich nicht auf informationstechnische oder ökonomische Faktoren, sondern zieht die notwendigen gesellschafts- und medienwissenschaftlichen Aspekte mit ein.

Ausgangspunkt der Diskussion (Kapitel 1: Zeitgenössische »Unübersichtlichkeit«) ist die Beobachtung der Beliebigkeit, mit der gesellschaftliche Wandlungsprozesse etikettiert werden. Als Vorbereitung auf die eigentliche Diskussion wird in den nachfolgenden Abschnitten »Auf dem Weg zur »Informations-« und/oder »Wissensgesellschaft?« sowie »Aktuelle, signifikante Paradigmen des gesellschaftlichen Wandels« genauer analysiert, mit welcher Berechtigung die jeweilige Etikettierung erfolgt. So wird etwa die Entwicklung

nachgezeichnet, die zur Beschreibung der Gesellschaft als Dienstleistungsgesellschaft, Nachindustrielle Gesellschaft, Medien- und/oder Kommunikationsgesellschaft, Risikogesellschaft, Erlebnisgesellschaft geführt haben.

Um den immer wieder beschworenen Unterschied zwischen der sog. Informations- und der Wissensgesellschaft analysieren zu können, werden zunächst (Kapitel Zur Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien) die informations- und medientechnischen Entwicklungen in ihrer jeweiligen Bedeutung für die Gestaltung menschlicher Kommunikation und resultierenden Auswirkungen kursorisch beschrieben, bevor in einem weiteren Abschnitt (Konzepte und Konturen der »Informationsgesellschaft«) die Entstehung und Verbreitung des Begriffs Informationsgesellschaft gründlicher betrachtet wird. Dabei wird deutlich, dass nicht allein technische Triebkräfte diese Begriffsbildung vorangebracht haben, sondern dass es starke Wechselwirkungen mit politischen Programmen und Entwicklungen in der Medienlandschaft gab. Besonders interessant ist hierbei in detaillierter Darstellung die Rückschau auf die Entwicklungen im nationalen Raum. Letztlich zeigt sich bereits hier eine Beliebigkeit in der Verwendung der Begriffe Information und Informationsgesellschaft, die nicht nur in ihrer Interessenbindung methodische Schwächen offenbart und außer einer verklärten Vorstellung von Zukunftsorientierung nicht um die Herausbildung von Präzisionen und Konzepten bemüht zu sein scheint. Leider kann Kübler von dieser Beschreibung auch die Vertreter der Informationswissenschaft nicht ausnehmen, die ihrem selbst definierten Anspruch bislang nicht gerecht geworden sind (vgl. S. 85 sowie 108–109).

Die Erweiterung der informationstechnischen Rahmenbedingungen um ökonomische Faktoren, die Betrachtung des Wissens als Produktionsfaktor markiert den Übergang zum Wissensmanagement, das gerne als konstitutive Komponente einer Wissensgesellschaft angesehen wird. Kübler unterwirft diesen Übergang einer gründlichen Betrachtung, indem er im umfangreichen Abschnitt »Von der »Knowledge Economy« zur »Wissensgesellschaft?« neben dem Begriff Wissensgesellschaft auch

den Begriff Wissen einer gründlichen Betrachtung unterzieht und dabei nicht nur die bereits bekannte Beliebtheit in der Verwendung herausstellt, sondern mit einem Abriss des Forschungsstandes zu Wissenstheorien und -soziologien das Fundament bereitet, anders als nur oberflächlich über Dimensionen des Wissens zu reden. Eine derartige Darstellung kann in dem gebotenen Umfang nie erschöpfend sein und nicht allen Facetten gerecht werden; es ist jedoch bemerkenswert, welche Breite des Spektrums von Kübler in durchweg verständlicher, wenn auch manchmal knapper Sprache erreicht wird. Dieses Kapitel kann eindeutig jedem ernsthaft an der Materie Interessierten – und erst recht als Ergänzung zur Google-Gesellschaft – empfohlen werden.

Der Mensch selbst wird berücksichtigt

Es ist wohlthuend, dass Kübler sich nicht nur auf die gesellschaftlichen und technischen Rahmenbedingungen bezieht, sondern den Menschen selbst mit seinen kognitiven Fähigkeiten berücksichtigt. Möglicherweise ist die kognitive Grundausstattung des Menschen ja nicht geeignet, jeder informations- und medientechnischen Vision in beliebigem Tempo zu folgen, möglicherweise werden ja auch einzelne Menschen oder gesellschaftliche Gruppen von Entwicklungen abgehängt oder es kommt zu Verwerfungen, wie sie in den Diskussionen um Wissensklüfte, Gebrauch von Kommunikationsinstrumenten, aber auch der Nutzung von Medienangeboten immer wieder aufgezeigt werden. Mindestens für alle Überlegungen, die Informations- und Kommunikationstechnik mit Lernprozessen in Verbindung bringen – also eigentlich für alles, was im Rahmen der Wissensgesellschaft thematisiert wird – wäre die Berücksichtigung kognitionspsychologischer und medienpädagogischer Erkenntnisse notwendig. Diese Gesichtspunkte hätten ruhig noch breiter ausgearbeitet werden können. Es gerät nur allzu schnell aus dem Blickfeld, dass menschliche Informationsverarbeitung nicht erst mit neuzeitlicher Hochkultur verbunden ist, sondern dass Informationsverarbeitung, Wissenserwerb und -anwendung eine biologische (Überlebens-)Funktion in der

menschlichen Stammes- und Individualgeschichte haben.

Entwicklungskräfte einer Wissensgesellschaft

Im Abschnitt »Trends und Segmente der ›Wissensgesellschaft‹« werden die Faktoren benannt, die als treibende Kräfte zur Entwicklung einer Wissensgesellschaft angesehen werden können, die neben den technischen und ökonomischen Belangen auch den Erwerb, die Weitergabe und die Nutzung von Wissen durch das erkennende Subjekt im Mittelpunkt sehen. Hierzu gehören neben den ökonomischen Faktoren einer globalen und digitalen Wirtschaft, den Informations- und Kommunikationstechnologien und der Medienentwicklung auch die Ausgestaltung einer Gesellschaft als Bürgergesellschaft mit E-Government und E-Democracy unter Ausgleich globaler und lokaler Wirkungsoptionen, die Berücksichtigung der individuellen Gewohnheiten im Alltag, im Konsum, in der Freizeit und nicht zuletzt die Faktoren, die etwas mit Aus- und Weiterbildung zu tun haben. Als Medienpädagoge äußert sich Kübler hier deutlich zurückhaltender und stark an einzulösenden Bedingungen orientiert, als man es sonst aus Beiträgen des E-Learning gewohnt ist.

Kübler argumentiert durchweg auf der Basis einer Fülle empirischer Fakten, die jeweils zeitnah zitiert werden, das Buch ist mit seinem Erscheinungsdatum dabei auf aktuellem Stand. Leider ist dies an manchen Stellen der Lesbarkeit abträglich, da zu viel in allzu knapper Sprache ausgebreitet wird.

Mit dem behandelten thematischen Spektrum gibt das Buch viel Anregung für Diskussionen, wie eine Wissensgesellschaft gestaltet, welches Wissensverständnis für das handelnde Individuum zu Grunde gelegt werden könnte. Manchmal würde man sich wünschen, die Bestandserhebung hätte sich schon zu Vorschlägen verdichtet, doch dies hätte vielleicht die Rolle des Berichterstatters gefährdet. Dementsprechend fällt das Resümee »›Wissensgesellschaft‹ ante portas?« hinsichtlich des erreichten Standes eher zurückhaltend aus. Der Entwurf für eine Wissensgesellschaft als wissende Gesellschaft bleibt also noch zu erstellen. Das Resümee gibt aber Hinweise für die einzuschlagende Richtung

und betont dabei deutlich – hier zeichnet sich ein Kontrastprogramm zum Autonomieverständnis Kuhlens ab – die notwendige Orientierung am menschlichen Subjekt mit seinem kognitiven Potenzial.

Zur formalen Ausstattung der Bücher sei angemerkt, dass das Kübler-Buch über ein Sachregister verfügt, die »Google-Gesellschaft« (natürlich?) nicht – ist hier vielleicht nichts wert, gezielt gesucht und gefunden zu werden?

Bibliotheken scheinen bedeutungslos

Und dann noch eine Frage zum Schluss: Gibt es in den Büchern Aussagen, die Bibliothekaren, die sich ja gerne eine besondere Rolle in einer Wissensgesellschaft zuschreiben, als Leitlinien für zukünftiges Handeln dienen könnten? Nein, Bibliotheken und Bibliothekare kommen in beiden Büchern nicht vor – mit Ausnahme ihrer Rolle in der Open Access- und Subito-Diskussion. Man kann dies bedauern, andererseits ist es ein Abbild der Bedeutung von Bibliotheken und Bibliothekaren für die behandelten Themenstellungen. Das Web braucht auf Dauer weder die einen noch die anderen, schon gar nicht solche, die die Zukunft der eigenen Professionalisierung in Aktivitäten sehen, die einerseits traditionelle Standards vernachlässigen oder nicht mehr rechtfertigen können, die andererseits bereits von anderen – häufig sogar besser – durchgeführt werden. Den Anspruch, z.B. Profi für und in der Vermittlung von Informationskompetenz zu sein, muss man sich nachhaltig erarbeiten und nicht allein reklamieren. Ansonsten wird man eines Tages vielleicht nicht nur in der Google-Gesellschaft nicht mehr wahrgenommen. Doch dies ist eine andere Baustelle, der sich die innerfachliche Diskussion unter Beachtung der Außenwelt annehmen müsste.

Winfried Gödert

GRUNDLAGEN DER PRAKTISCHEN INFORMATION UND DOKUMENTATION / Rainer Kuhlen ... (Hrsg.). Begr. von Klaus Laisiepen ... – 5., völlig neu gefasste Ausg. – München: Saur, 2004. – 25 cm
Literaturangaben
ISBN 3-598-11675-6 Pp.: EUR 158.00, sfr 272.00
ISBN 3-598-11674-8 kart.: EUR 90.00, sfr 155.00

Bd. 1. Handbuch zur Einführung in die Informationswissenschaft und -praxis. – XLI, 762 S.: graph. Darst.
Bd. 2. Glossar / zsgest. und redigiert von Dietmar Strauch. – 148 S.

— Von der Einführung zum Handbuch

Zum fünften Mal seit 1972 werden der deutschsprachigen Fachwelt die »Grundlagen der praktischen Information und Dokumentation« ausgebreitet und vermittelt, und es ist sieben Jahre her, dass die vierte Auflage erschien. Sieben Jahre sind bei dem rasanten, ja atemraubenden wissenschaftlichen Fortschritt von Informationswissenschaft und -praxis eine sehr lange Zeit. Darum kann es eigentlich nicht hoch genug gewürdigt werden, dass sich (noch einmal?) eine Schar von Enthusiasten zusammengefunden hat, in gedruckter Form das nahezu gigantische, höchst differenzierte Bild dieser Tätigkeitsgebiete vor Augen zu stellen, wobei der State of the Art ganz natürlich den Mittelpunkt bildet, Rückblicke behutsam eingebunden sind und Ausblicke, je nach Temperament der Autoren, mehr oder weniger mutig gewagt werden.

Das Herausgeberkollegium hat sich gegenüber der vierten Auflage der »Grundlagen« verändert: an die Stelle von Werner Rehfeld und Marianne Buder trat der Konstanzer Informationswissenschaftler Rainer Kuhlen, der schon früher als Autor mitgewirkt hatte.

Aber auch das Buch selbst hat sich verändert. Es hat einen ganz natürlichen Emanzipationsprozess durchlaufen und sein erster Band, der Hauptband, firmiert nun selbstbewusst als »Handbuch zur Einführung in die Informationswissenschaft und -praxis«, während in der vorhergehenden Auflage nur von einer »Einführung in die fachliche Informationsarbeit« die Rede war. Ein »Handbuch versteht sich nicht als Ergebnis weiterführender Forschung, sondern ist zur raschen, oft praxisnahen Orientierung innerhalb der gesicherten Wissensgebiete

gedacht«, wie Arno Mentzel-Reuters feststellt (Rautenberg, Ursula [Hrsg.]: Reclams Sachlexikon des Buches. – Stuttgart: Reclam, 2003, S. 250). In diesem Sinne handelt es sich ganz gewiss um ein Handbuch, auch wenn es sich nicht unbedingt und in jedem Fall um »gesicherte Wissensgebiete« handelt, die hier dargestellt werden.

— Ein Überblick

64 Autoren verfassten 73 Beiträge zum weiten Feld von Informationswissenschaft und -praxis, und die Herausgeber gruppieren die Aufsätze zu fünf Kapiteln, denen sie (leider) weitgehend nichtssagende Überschriften gaben. So heißt Kapitel A »Grundlegendes« und birgt in sich so unterschiedliche Themenkreise wie Informationstheorie, Professionalisierung in der Informationsarbeit (warum nur auf Deutschland begrenzt? Informationswissenschaft ist schließlich a priori international, global orientiert), Informationsethik, Informationsrecht, Wissensökologie, aber auch einen überaus lesenswerten Essay zu Informationsutopien, dessen Daseinsberechtigung in den »Grundlagen« angesichts der gebotenen textlichen Verknappung allerdings vom Rezensenten bezweifelt wird.

Kapitel B ist mit »Methoden« überschrieben und macht über ein Drittel des gesamten Textes aus. Struktur und Qualität der hier versammelten Informationen entsprechen in vollem Maße dem, was ein Handbuch bieten sollte: Klassieren, formale Erfassung, Indexieren, Referieren, Recherchieren und vieles andere mehr, das die fundierte informationswissenschaftliche Praxis prägt. Einzelnes passt zwar nicht ganz zur Kapitelüberschrift (z. B. ist Informationsqualität [B 17] natürlich keine Methode, auch Informations- und Kommunikationstechnologien [B 18] nicht), muss aber dargestellt werden. Manches hätte man sich auch etwas ausführlicher gewünscht, doch dem Umfang des Bandes waren nun einmal (durch den Verlag, ist zu vermuten) enge Grenzen gesetzt.

Kapitel C wird unscharf mit »Systeme – Produkte – Dienstleistungen« bezeichnet, gewinnt aber in den einzelnen Abschnitten die notwendige Konkretheit, wenn auf gedruckte und elektronische Informationsdienstleistungen eingegangen und sogar E-Learning the-

matisiert wird, wenn auch nur auf sechseinhalb Seiten.

Keinesfalls glücklicher wirkt die Überschrift von Kapitel D: »Bereiche der Fachinformation und -kommunikation«. Hier ist offenbar alles versammelt, was die Herausgeber in den ersten drei Kapiteln nicht unterzubringen vermochten: Institutionstypologie, konventionelles und elektronisches Publizieren, Archivierung elektronischer Ressourcen, aber auch fachlich begrenzte Ausschnitte der Informationsarbeit (es ist allerdings nicht einzusehen, warum die Spezifika geisteswissenschaftlicher Fachinformation gänzlich unerwähnt bleiben), Normung und Standardisierung, ja sogar Kryptographie und elektronische Zahlungssysteme – ein merkwürdiges Konglomerat – und leider nicht immer von Fachleuten des jeweiligen Gebiets verfasst (z. B. wären für »Buchhandel« und »Verlagswesen« [!] gewiss Autoren mit einschlägigem akademischen und/oder beruflichen Hintergrund zu finden gewesen). Zur raschen Orientierung aber taugen die Beiträge allemal.

Das abschließende Kapitel E lässt mit »Information im Kontext« einen Blick über den Rand des vor den Informationswissenschaftlern stehenden Tellers zu. Der Leser erfährt viel über das Verständnis von Information und den Umgang mit Informationen in Informatik, Neurobiologie, Psychologie, Sprachwissenschaft, Erziehungswissenschaft, Betriebswirtschaft, Politikwissenschaft, Sozialwissenschaften, Naturwissenschaften und last but not least in der Philosophie, und mit Interesse, aber auch mit Amusement darf er konstatieren, dass alle Disziplinen ihre Mühe haben, das so modische, das so eingängige Wort Information für sich nutzbringend in Anspruch zu nehmen, um es als Begriff in das eigene Methodeninventar einzureihen. Ein gelungener Ausklang für den gewichtigen Band.

— Etwas Kritik sei erlaubt

Bei einem Buch dieses Umfangs, dieser Informationsdichte und -qualität verbietet es sich für den Rezensenten von selbst, an Inhalten Kritik zu üben, zumal bei der Vielzahl der Beiträge unterschiedliche Sichtweisen und unterschiedliche Handschriften natürlich und gewollt sind. Dass einzelne Abschnitte (vgl. etwa C 1 Gedruckte Informations-





und Suchdienste) deutlich unter dem Gesamtniveau liegen, kann nicht von entscheidender Bedeutung sein, zumal Autoren wie Rainer Kuhlen, Thomas Seeger, Wilhelm Gaus oder Holger Nohr, um nur vier zu nennen, Garanten für qualitätvolle Fachlektüre sind.

Dennoch kann nicht alles vollends überzeugen, und das war den Herausgebern auch von vornherein bewusst, denn sie räumen im Vorwort ein, »in die einzelnen Beiträge nur sehr behutsam an wenigen Stellen eingegriffen [zu haben] ... Dadurch konnten gewisse Überschneidungen – vielleicht sogar Inkonsistenzen – nicht ganz vermieden werden.« Das ist schlecht, gehört es doch zu den ureigensten Aufgaben von Herausgebern wissenschaftlicher Literatur, Redundanzen und Inkonsistenzen nach Möglichkeit zu vermeiden. Überschneidungen bedeuten Vernichtung von Platz, der für weiter- oder tiefer gehende Informationen dringend gebraucht würde. Widersprüchlichkeiten verärgern die fachlich versierten Leser und verunsichern jene, die sich die Grundlagen des Faches erst erarbeiten müssen.

Leider haben die Herausgeber auch auf das Sachregister nicht genügend Einfluss genommen. Nach welchen Kriterien die Sachwörter für das Register ausgewählt wurden, erfährt der Leser nicht. So entsteht der Eindruck, dass jeder Beiträger eine begrenzte Zahl von Registereinträgen benennen durfte. Wie anders ist es zu erklären, dass z. B. DIMDI im Register vorkommt, ISI aber nicht, so spezifische Termini wie Barsortiment oder Zwischenbuchhandel im Register fehlen, hingegen ein vergleichsweise nichtsagendes Wort wie Aufklärung Berücksichtigung fand? Sehr hilfreich ist dieses Register nicht.

—— Weitaus mehr Licht als Schatten

Mit dem als Band 2 beigegebenen Glossar lässt sich dieses Defizit natürlich nicht ausgleichen, obschon eine Verlinkung von Text und Glossar vorstellbar gewesen wäre. Dieses Glossar ist per se nützlich, da es an einschlägigen Fachlexika deutscher Sprache mangelt. Doch auch hier schimmert aus der Einleitung redliches Unbehagen der Herausgeber hervor, wenn sie vage schreiben, dass die »Begriffsbestimmungen ... dem aktuellen Verständnis entsprechen« (was immer das sein mag!) und die »Defini-

tionen und Beschreibungen zeit- und kontextabhängig [sind] und ... unter dieser Einschränkung gesehen werden sollten«. Zudem erfolgte »die Auswahl der Lemmata ... einer gewissen Repräsentativität«, was auch eine bemerkenswert unkonkrete Formulierung ist. Tatsächlich fehlen z. B. spezifisch bibliothekarische (Katalog, OPAC, Virtueller Katalog) oder archivarische Lemmata (Findhilfsmittel u. a.), werden zwar Dokumentar und Informationswirt, ja sogar Medizinischer Dokumentationswirt erwähnt, nicht aber Archivar und Bibliothekar (und ihre Ausbildungsgänge), während es sich mit DIMDI und ISI gerade umgekehrt verhält als im Register – ISI taucht auf, DIMDI nicht.

Nicht alle Definitionen und Beschreibungen können befriedigen, wie die Herausgeber schon ahnen. Der Eintrag unter dem Lemma Medien zeigt dies mit dramatischer Deutlichkeit, während die Tatsache, dass Spezialbibliotheken hier nicht zu den wissenschaftlichen Bibliotheken gezählt werden, eher nur den Bibliothekar ärgern dürfte.

Immerhin gibt es nun mit dem Glossar und seinem kleinen englischsprachigen Register wieder ein informationswissenschaftliches Kurzlexikon, das sich für jeden, der in diesem Bereich tätig ist, sehr bald als nützlich erweisen wird.

»Wo viel Licht ist, ist starker Schatten«, lässt Goethe seinen Götz von Berlichingen sagen. Dass ein solches Handbuch nicht auch zur Kritik herausfordern würde, war mithin nicht zu erwarten. Dass aber, um beim Zitat zu bleiben, in ihm sehr viel mehr Licht als Schatten zu finden ist, dies sei den 64 Autorinnen und Autoren gedankt, ganz besonders aber den Herausgebern Rainer Kuhlen, Thomas Seeger und Dietmar Strauch. (Von der im Vorwort verheißenen Internet-Version von Kapitel E, dem Glossar und dem Internetforum der Herausgeber aber war zum Zeitpunkt der Rezension noch nichts im World Wide Web zu entdecken.)

Torsten Seela

GÜNTNER, MICHAEL: Laufbahnbewerber und Außenseiter: das Laufbahnprinzip als Regulativ von Zugang und Aufstieg im Berufsbeamtentum / von Michael Güntner. – Berlin: Duncker und Humblot, 2005. – 181 S.; 24 cm (Schriften zum öffentlichen Recht; Bd. 983) Zugl.: Bonn, Univ., Diss., 2003 ISBN 3-428-11335-7 kart.: EUR 56.80, sfr 96.00

Fragen zum bibliothekarischen Beamtenrecht stehen nicht im Zentrum des Interesses von Entscheidungsträgern in den wissenschaftlichen Bibliotheken. Gleichwohl sind gerade im Bereich des höheren Dienstes viele Bibliotheksbeamte tätig, ungeachtet diverser Entbeamtungsdiskussionen in der bibliothekarischen Welt. Soll eine Beamtenstelle neu besetzt werden, müssen sich die Personalverantwortlichen mit einer Eigenschaft der Bewerber beschäftigen, deren genaue Tragweite ihnen meist unklar ist und die die Juristen die »Befähigung für die Laufbahn des höheren Bibliotheksdienstes« nennen, kurz Laufbahnbefähigung.

Unter dem Gesichtspunkt der Laufbahnbefähigung ergibt sich, dass bibliotheksfachlich durchaus gleich qualifizierte Bewerber aufgrund der von ihnen konkret durchlaufenen Ausbildung in laufbahnrechtlicher Hinsicht unterschiedlich zu behandeln sind. Laufbahnbefähigt sind nämlich grundsätzlich nur diejenigen Bewerber, die ein Referendariat erfolgreich absolviert haben. Alle anderen, die on the Job oder in einem Fernstudium, jedenfalls aber außerhalb eines öffentlich-rechtlichen Dienstverhältnisses ihre bibliothekarische Qualifikation erworben haben, fehlt die Laufbahnbefähigung für die ausgeschriebene Stelle. Zu diesen Personen gesellen sich noch Bewerber, denen jegliche bibliothekarische Ausbildung fehlt. Wie mit diesen, von den Juristen als »andere Bewerber« bezeichneten Personen zu verfahren ist, davon handelt die hier anzuzeigende juristische Dissertation von Michael Güntner.

—— Aufbau der Arbeit

Güntner betritt mit seiner Studie ein wenig beackertes Feld. Das Laufbahnrecht, eine Domäne für Praktiker, die wenig oder an abgelegener Stelle publizieren, erfährt nur selten außerhalb diverser, aus Kostengründen von vielen Bibliotheken nicht oder nicht mehr aktuell gehaltener Loseblattsammlungen eine tiefer gehende Behandlung.

Güntner gliedert seine Arbeit in vier große Abschnitte. Er beginnt mit einer sehr lesenswerten Darstellung der Grundlagen des Laufbahnrechts. In klarer und eingängiger Sprache versteht er es, die Grundbegriffe des Laufbahnrechts zu erklären. Der »andere Bewerber«, oder – wie Güntner ihn nennt – der Außenseiter ist danach jemand, der keine Laufbahnbefähigung besitzt und der nur nach einem besonderen Verfahren durch den zuständigen Bundes- oder Landespersonalausschuss als Beamter eingestellt werden kann. Um die einschlägigen Fallgruppen näher zu illustrieren, entwirft Güntner eine Typologie der Außenseiter. So kann man Bewerber, die keine entsprechende Vorbildung für die Laufbahn haben (im höheren Dienst z.B. nur ein Fachhochschulstudium), von solchen, die zwar die nötige Vorbildung besitzen, den erforderlichen Vorbereitungsdienst (etwa das Bibliotheksreferendariat) aber nicht absolviert haben, unterscheiden. Die Ausführungen Güntners im ersten Teil haben Lehrbuchcharakter. Sie sind als weiterbildende Lektüre uneingeschränkt zu empfehlen und ersetzen mit ihrer klaren und eingängigen Sprache durchaus eine Fortbildungsveranstaltung. Im zweiten Teil der Arbeit stellt Güntner das Verfahren vor dem zuständigen Personalausschuss dar. Geht es positiv aus, so bekommt der Außenseiter durch die Entscheidung des Ausschusses die Laufbahnbefähigung für die angestrebte Stelle und ist nach der Einstellung wie ein normaler Laufbahnbefähigter zu behandeln. Der dritte Teil ist recht kurz und bringt einige empirische Beobachtungen zum Vorkommen von »anderen Bewerbern« in der öffentlichen Verwaltung. Im vierten Teil, dem wissenschaftlichen Schwerpunkt der Arbeit, fragt Güntner, inwieweit das Verhältnis von Laufbahnbewerbern und Außenseitern durch verfassungsrechtliche Vorgaben strukturiert ist. Er kommt zu dem Ergebnis, dass der Außenseiter ein eng umgrenzter Ausnahmefall sein soll und fordert eine gesetzliche Klarstellung dieses Ergebnisses dahingehend, dass dem Laufbahnbewerber gegenüber einem Außenseiter bei der Einstellung grundsätzlich der Vorzug gegeben werden sollte. Eine entsprechende Norm findet sich beispielsweise in § 48 Abs. 2 Satz 2 Thüringer Laufbahnverordnung.

Der Außenseiter in der Bibliothek

In der bibliothekarischen Praxis gibt es, wie bereits angedeutet, zwei Arten von Außenseitern. Zunächst ist hier der Nichtbibliothekar zu nennen, der über eine für die Bibliothek nützliche Qualifikation verfügt, so der Informatiker oder ein Ingenieur, der in Ermangelung bibliothekarisch ausgebildeter Kollegen als Fachreferent tätig werden soll. Dieser Außenseiter ist typisch und entspricht dem vom Gesetz gemeinten Fall, Spezialisten, die innerhalb der Verwaltung nicht zu finden sind, für eine Stelle zu gewinnen.

Dann aber gibt es den durch fehlende föderale Koordination im deutschen Bibliothekswesen künstlich erzeugten Außenseiter, nämlich den bibliothekarisch ausgebildeten Bewerber, der alle Fähigkeiten für die Stelle besitzt nur leider kein Referendariat durchlaufen hat. Typischerweise sind dies Absolventen des Berliner Fernstudiums oder der Kölner Masterausbildung. Da dieser Fall bei den allermeisten Dienstherren nicht durch einen alternativen Laufbahnzugang in Gestalt des Fachrichtungsbeamten aufgefangen wird, sind diese Bewerber – leider und völlig unsachgemäß – als »andere Bewerber«, als Außenseiter zu behandeln. (Einzelheiten bei: Steinhauer, Die Ausbildung der Wissenschaftlichen Bibliothekare und das Laufbahnrecht, in: Bibliotheksdienst 39 (2005), Heft 5, S. 654–675.) Dieser merkwürdige Fall ist untypisch und findet sich folglich auch nicht in Güntners Typologie der Außenseiter.

Problemfall: Ausbildung außerhalb von Referendariaten

Was bedeutet das Ergebnis von Güntners Arbeit, wonach ein Außenseiter nur ausnahmsweise und gegenüber Laufbahnbewerbern nachrangig eingestellt werden soll für die Personalauswahl in den Bibliotheken? Beim klassischen Außenseiter mit Mangelqualifikationen ergeben sich keine besonderen Probleme. Hier gibt es praktisch keine Konkurrenzsituation mit Laufbahnbewerbern. Zwar verursacht die Einstellung durch das Verfahren vor dem Personalausschuss einen gewissen Aufwand, wird aber bei einem wirklich benötigten und fähigen Spezialisten zum gewünschten Ergebnis führen. Anders liegt der Fall bei den »Außenseitern« mit laufbahngerechter

Vorbildung aber ohne laufbahngerechte bibliothekarische Ausbildung. Hier werden regelmäßig geeignete Laufbahnbewerber aus den Referendariaten zur Verfügung stehen, so dass eine Einstellung rechtlich nur schwer möglich ist, auch wenn die Praxis hier manchmal andere, leichtere Wege geht. Dies entspricht aber nicht dem von Güntner überzeugend dargelegten Ausnahmecharakter des Außenseiters. Was folgt daraus? Es sollte das Bestreben sein, die bibliothekarische Ausbildung so auszugestalten, dass bibliotheksfachlich gleich qualifizierte Berufseinsteiger gegenüber gewesenen Bibliotheksreferendaren laufbahnrechtlich möglichst gleichgestellt werden, dies sollte jedenfalls für diejenigen gelten, deren Werdegang einen dem Referendariat vergleichbaren Theorie- und Praxisanteil aufweist.

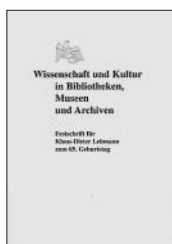
Güntners Arbeit ist ein sehr guter Einstieg für alle, die im Personalbereich in Bibliothek und Ministerium Verantwortung tragen. Vor dem Hintergrund dieser Untersuchung ist zu wünschen, dass der Zugang zur bibliothekarischen Laufbahn den veränderten Ausbildungswegen im deutschen Bibliothekswesen endlich angepasst wird.

Eric W. Steinhauer

WISSENSCHAFT UND KULTUR IN BIBLIOTHEKEN, MUSEEN UND ARCHIVEN : Klaus-Dieter Lehmann zum 65. Geburtstag / hrsg. von Barbara Schneider-Kempf ... – München : Saur, 2005. – 574 S. : Ill., graph. Darst. ; 25 cm
Beitr. teilw. dt., teilw. engl. – Bibliogr. S. 507–562
ISBN 3-598-11729-9 Gewebe : EUR 128.00, sfr 220.00

Man kann sich dieser gewichtigen Festschrift für einen wichtigen Mann auf drei Wegen nähern: von *außen*, von *innen* und indem man ihre *tieferen* Dimensionen ermisst.

Von *außen* präsentiert sich das fast 600 Seiten starke Buch in Einband und Vorsatz preußisch-blau. Das ist aber die einzige Reminiszenz ans militärische Preußen. Das geistige Preußen ist implizit, weil die Schrift den Präsidenten der Stiftung Preussischer Kulturbesitz ehrt, stets gegenwärtig, explizit allerdings nur in drei der 62 Beiträge (Dorgerloh über das Schlaf- und Arbeitszimmer Friedrichs II., Peter-Klaus Schuster



über die Begründung der Staatlichen Museen zu Berlin aus dem Geist der Weimarer Klassik, Klosterhuis, in dessen Schwarz-Weißer Spurensuche ein leises Bedauern über zu wenig Preußisches in der Stiftung anklingt).

Für eine Festschrift ungewöhnlich, aber sehr zu begrüßen, sind die vielen Bilder, überwiegend Fotos, so gewählt und eingefügt, dass sie nicht bloß Schmuck oder Illustration sind, sondern Elemente der Mitteilung. Das Frontispiz rückt dem Geehrten nicht nach heutiger Fotografenmode in Nahaufnahme porentief auf den Leib, sondern zeigt ihn bis in den Gesichtsausdruck in wohlthuender Distanz – den Preußenthron vertritt ein Barcelona-Sessel Mies van der Rohes.

Das Inhaltsverzeichnis weist nicht weniger als 62 Beiträge auf exakt 500 Seiten aus (ohne die Bibliografie mit 474 Einträgen, davon 399 von Lehmann) – im Durchschnitt also acht Seiten pro Beitrag –, die Redaktion hat die gesetzten Grenzen gut überwacht und nicht nur dafür verdient sie Lob. Die Lektüre ist, weil es keine überlangen Beiträge gibt, angenehm. 20 der Beiträge stammen aus Bibliothek oder Archiv (aus letzterem nur einer, der von Klosterhuis, ein Beitrag aus der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek wäre ihm passend an die Seite getreten), zehn kommen aus Wissenschaft und Forschung, sieben aus der Politik, sechs aus Museen oder von Sammlern, sechs von Verlegern, fünf von Architekten – sehr hübsch ist es zu sehen, wie sich die Vertreter dieses schönen Berufs fast alle im Bilde, nicht verbal artikulieren –, drei von Journalisten, drei von der Spitze großer Förderstiftungen, zwei lassen sich dem Mäzenatentum der Wirtschaft zuordnen: Reflexe insgesamt einer Wirksamkeit des Geehrten von außerordentlicher Breite – sie macht die Aufgabe, an der Spitze der Stiftung Preußischer Kulturbesitz zu stehen, zu einer der schönsten der Republik. Dass ein schönes Amt immer zugleich ein schwieriges ist, muss nicht eigens gesagt werden und dass in der Statistik die Bibliothek, gemessen am aktuellen Tätigkeitsfeld Lehmanns, überrepräsentiert ist, erklärt sich aus seiner beruflichen Biografie. Schade, dass in diesem Spiegel die Facette Deutsche Forschungsgemeinschaft fehlt oder allenfalls am Rande figuriert – eine der wenigen Fehlstellen der Festschrift.

Die Titelgebung des Ganzen und seiner Teile ist von fast barocker Sachlichkeit. Man verzeihe dies Paradox. Man hat sich offenbar bemüht, der sachlichen Natur des Geehrten in aufzählenden Überschriften zu entsprechen, fast immer auch treffend, nur bei den »Reminiszenzen an den Bibliothekar« Klaus-Dieter Lehmann nicht, gerade hier tritt das reminiszierende Element, sonst reich vertreten, eher zurück. Beim Buchtitel selbst fasst die Aufzählung ein Stück der Programmatik, mit der Lehmann in Berlin Akzente setzt. Die Subsumtion der Beiträge unter die einzelnen *Abschnitte* der Festschrift folgt zum Glück nur äußerlichen Kriterien, sodass jeder Teil für sich eine wohlthuende Buntheit erhält, die sich erst im bedeutsamen Schlussteil »Kulturpolitik im föderalen Staatswesen« – warum die wenig schöne Formulierung »Zentral und/oder dezentral« darüber? – strenger fügt.

Eine überaus anregende Lektüre, wenn wir nun ins *Innere* des Buches gehen, Staunen erregend über die Vielfalt von Lehmanns Lebensleistung, manchmal wie ein Sachbuch lehrreich, oft zum Nachdenken herausfordernd. Insgesamt verbindet das Buch die beiden Möglichkeiten einer Festschrift miteinander: die eine von ihnen ist, antiker Rhetorik folgend, dem *genus demonstrativum* zuzurechnen – es ist die in der Wissenschaft übliche, die den Gefeierten durch neue Forschungsbeiträge auf seinem Gebiet ehrt –, die andere dem *genus laudativum*. Im vorliegenden Fall verzichten nur wenige Beiträge darauf, den Geehrten durch reminiszierende oder bewundernde Sätze zu loben. Wenn es einmal nicht geschieht, ist es dann wieder ganz wohlthuend, besonders wenn ein nebenstehender Beitrag dadurch balanciert wird (vgl. dazu die Beiträge von Gattermann und Pflug).

Es wäre nun freilich zu kurz gegriffen, würde man den Spiegel, den diese Festschrift dem Geehrten vorhält, nur in der tatsächlich bewundernswerten Vielfalt der Facetten beschreiben. Viele der Beiträge gehen auf die große Konzeptionskraft Lehmanns ein, der, wenn es sein muss, Meisterschaft im Detail beweisen kann, der aber vor allem aus dem was die Zeitumstände oft unerwartet bieten große Ziele formuliert und durchsetzt. Das begann mit einer Konzeption für die Frankfurter Stadt- und

Universitätsbibliothek, als ihr das ehemalige Hauptgebäude der Deutschen Bibliothek in Aussicht stand. Eine große speziell der Forschung gewidmete Bibliothek sollte sich darin entwickeln (leider gibt es dazu in der Festschrift keinen Beitrag, überhaupt unmittelbar aus der Frankfurter Stadt- und Universitätsbibliothek nicht). Es folgten die Konzeption Der Deutschen Bibliothek nach der deutschen Vereinigung, dann die Konzeption eines *Mehr* als die Summe von Museen, Bibliotheken, Archiven für den Preußischen Kulturbesitz (auch darüber hätte man sich einen Beitrag gewünscht, aber den kann vielleicht bloß Lehmann selber schreiben), die Baukonzeptionen und Masterpläne, die auf sein Konto gehen und endlich das Humboldt-Forum als Lösung für die Berliner Schlossfrage. All das (bzw. das meiste davon) klingt in vielen Beiträgen an, das Letztere in einem Beitrag von bemerkenswerter Tiefe des Berliner Kultur- und Wissenschaftssenators Thomas Flierl. Hier freut sich der Leser allerdings auch, dass daneben ein kontroverser Beitrag steht, was Festschriften ja im Allgemeinen fremd ist, schon weil alle Verfasser gleichzeitig starten. Der ehemalige Frankfurter Universitätspräsident Meissner warnt vor einer Übermusealisierung des Berliner Zentrums und hebt die Chancen einer Dezentralisierung und inneren Differenzierung der Museumslandschaft innerhalb Berlins hervor. Auch der Rezensent meint, das Humboldt-Forum wäre eine zweitbeste Lösung. Die Chancen für die beste sind, lange vor Lehmanns Beginn in Berlin, gleich nach der Vereinigung vertan worden, nämlich anstelle des Schlosses eine deutsche (nein: Deutsche) Nationalbibliothek zu bauen und aus der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz zu entwickeln, den Ihne-Bau Unter den Linden der Humboldt-Universität zu überlassen und den Scharoun-Bau der Berliner Stadtbibliothek. Damals, Anfang der neunziger Jahre hat u.a. die Rücksicht auf die föderalen Mitträger der Stiftung so große, sozusagen französische Gedanken nicht zugelassen, jetzt ist es zu spät. Umso passender, dass das Thema der Kulturpolitik im föderalen Staatswesen die Festschrift abschließt mit ernststen Mahnungen und Hinweisen auf deutsche Defizite, besonders auch im Rahmen der Europäischen Union (Fabian) und auf die historische Stellvertreter-Rolle Preußens

in der nationalen kulturellen Repräsentanz Deutschlands (Peter-Klaus Schuster).

Sind wir hier schon bei Themen beträchtlichen Tiefgangs angelangt, so sei der Blick zum Schluss auf Problemlagen gerichtet, die manche Beiträge des Buches an Menschheitsfragen anschließen. Günther Maihold, der ehemalige Leiter des Ibero-Amerikanischen Instituts, öffnet durch seinen Hinweis auf die »Bibliothek von Babel« von Jorge Luis Borges der Bibliothek einen geradezu metaphysischen Horizont, mit dem Alphabet als Absolutum und Transzendenz unseres Tuns. Eine analoge Fragestellung Harald Heckmanns, ehemals Vorstand des Rundfunkarchivs, führt zur physikalischen Akustik als Transzendenz der Musik und macht gewissermaßen die Physik zu ihrer Metaphysik. Massiver greift aber eine andere philosophische Disziplin in die Problemstellungen dieses Buches ein: die Anthropologie. Gleich am Anfang ist sie gegenwärtig in Oswald Schwem-

mers Antwort auf die Frage »Wozu noch Kunstbilder betrachten?«, dann aber mit einer ihrer Grundbestimmungen, der Vergänglichkeit oder besser gesagt, dem Kampf gegen Vergänglichkeit in mehreren Beiträgen. Man kann gegen sie auf verschiedene Weise ankämpfen: sei es rekonstruktiv wie in dem Versuch, Alexandrien wieder eine Universalbibliothek zu geben (Geh) oder die verbrannten Weimarer Bestände wiederzugewinnen (z. B. Frühwald), sei es in schöpferischer Restauration, welche der Stiftung Preussischer Kulturbesitz und unserem Staatswesen durch die Kriegsfolgen noch lange zur Aufgabe gemacht ist. Damit klingt noch eine andere anthropologische Grundbestimmung an, Aggressivität und der Kampf gegen ihre Folgen bis hin zur Wiedererstattung und Wiedergewinnung von Kulturgut, das durch Antisemitismus, Zensur und Krieg den rechtmäßigen Besitzern genommen wurde.

Klaus-Dieter Lehmanns kluger Umgang mit den Mächten spiegelt sich in

dieser Festschrift in vielen Beiträgen – oft in denen von Politikern, oft auch in jenen, die der Problematik von Rückgabe und Rückführung gewidmet sind. Sie und andere der vielen Artikel dieses Buches machen deutlich, dass es Berufe gibt, und vor allem an ihrer Spitze Aufgaben, bei denen von einer Zergliederung der Lebenswelt in Teilbereiche keine Rede sein kann: Immer haben sich in Lehmanns beruflichem Lebenslauf Naturwissenschaft und Technik, Kulturwissenschaft, Geistesgeschichte und Kunst, Politik und Gesellschaft zu einem Ganzen vereinigt. Berufe von solchem Integrationsniveau mögen selten sein, aber es gibt sie – beispielsweise auch bei den Architekten; nicht umsonst stammen fünf Beiträge von ihnen. Insgesamt zeugt diese Festschrift davon, dass in Museen, Archiven und Bibliotheken Ähnliches möglich ist – selten freilich wie im Falle Lehmanns unter Vereinigung aller drei Kulturinstitutionen.

Ulrich Ott